

Brief des Kameraden Alphons Chappuis.

Abuyog, Leyte 23. Juli 1901.

Philippinen.

Hochverehrter Herr Direktor!

Ein ganzes Jahr habe ich verschieben lassen, ohne Ihren liebenswürdigen Brief zu beantworten. Vor allem, Herr Direktor, meinen besten Dank für Ihr Wohlwollen und für das Interesse das Sie mir entgegenbringen; zugleich möchte ich aber um Verzeihung bitten, daß ich so lange auf mich warten ließ. Sie mochten doch dadurch meine Anhänglichkeit an Wigenhausen etwas bezweifeln haben; mit diesem Brief hoffe ich aber solche Vermutungen zu beseitigen. Meine Gedanken sind so oft nach dem lieblichen Werrathale gerichtet und ich fühle nur zu sehr den völligen Mangel an solch' guten Freunden wie ich sie dort hatte. Hier heißt es „Kopf hoch“; wie der Berner sagt, die Schule dazu glaube ich durchgemacht zu haben.

Der heiße Durst nach Länderseren ist nun etwas gestillt worden. Ist es aber nicht ein spassiger Zufall, daß mich das Schicksal gerade hierher gebracht hat? als Zollbeamter im Dienste der Amerikaner, deren Krieger ich damals beim Erdbeerpunsch so wenig schmeichelhaft illustrierte? Ganz unausstehlich ist mir aber der Gedanke, daß mir vor einem Monat ein Muster meiner „Caricaturen“ gelegentlich eines Boxversuches die Nase dreifach einschlug. Sie erhielt einen dreifachen Bruch und ich hatte das Vergnügen nachher die einzelnen Stücke wieder zusammen fügen zu lassen; das geschundene Gesicht war die reinste Farbenscala. So hat sich also Dinkel Sam an mir gerächt. Sollte ich in ein paar Jahren in die Lage kommen Ihnen einen Besuch zu machen, so werde ich mir vorbehalten etwas respektvoller über ihn und seine Söhne zu sprechen; nicht etwa aus Angst vor einem zweiten Nacheakt, sondern aus eigenem Antriebe, über Thatfachen die ich mit meinen eigenen Augen wahrnahm.

Die Amerikaner sind auf allen occupirten Inseln außerordentlich thätig. Sie scheinen die Grundbedingung zur Entwicklung dieser ungemein fruchtbaren und mineralreichen Inseln genau zu erkennen, die Anlage von Verkehrsmitteln. Auf dieser Insel allein sind nicht weniger als 1500 Arbeiter (Eingeborene) an Straßenbauten beschäftigt; sie erhalten 25 c. = 1 Mark und Reiszrationen. Binnen einigen Monaten wird man von einer Küste zur andern verkehren können. Die Gefahr der Ueberwägung ist lange nicht so groß wie man sich das in Deutschland einbildet; allerdings es muß genügend gelichtet werden und es wird hier der ganze Abfall auf beiden Seiten aufgelaust. Die ganze Arbeit geschieht aber

nur unter dem Schutze der Truppen, denn auch hier ist der Auf- stand noch nicht unterdrückt. Dieser Umstand erschwert die Arbeit natürlich sehr. Mitten im Urwald werden Lager errichtet, von wo aus die Arbeiten fortgesetzt werden; die Arbeiter und Soldaten ziehen jeden Montag früh aus und kommen erst Samstags zurück. Ich habe auf meinen Reisen oft Gelegenheit in einem solchen Zeltlager zu übernachten; die vielen Moskitos, Insekten zc. machen das Schlafen beinahe unmöglich, dazu noch eine von Fieber verpestete Luft, daß es der Militärarzt für ratsam hält, daß jeder Weiße täglich Chinin einnimmt. Man ist jetzt gerade daran, diesen Ort mit Waidai auf der westlichen Küste zu verbinden; die Straße ist 10 Meilen weit fertiggestellt, binnen 5 Monaten sollen die ferneren 26 Meilen fahrbar sein; dabei ist das Gebirge zu überschreiten, das sich von Süden nach Norden zieht; mit der Fertigstellung wird man gleich mit der Anlage von Telegraphenlinien beginnen. So baut die Flagge dem Handel und der Landwirtschaft vor, nicht umgekehrt wie es zur Zeit der spanischen Herrschaft war. Man verspricht sich ungemein viel von den Philippinen in den Staaten und binnen kurzem wird amerikanisches Kapital in Mengen hierher strömen. Nebst der großen Fruchtbarkeit sollen Mineralien in großen Mengen, besonders Gold und Kupfer, vorhanden sein. Nun, das wird sich ja alles zeigen. Ich möchte aber doch auf den großartigen Aufschwung Honolulu aufmerksam machen, seitdem es unter amerikanischer Herrschaft ist; sein Handel hat binnen 3 Jahren um $\frac{1}{3}$ zugenommen; ich war wirklich erstaunt eine so große, fein beleuchtete, mit allem modernen Comfort versehene Stadt vor mir zu sehen. So wollen die Amerikaner den auswärtigen Handel der Philippinen von 16 Mill. Dollars 1897 binnen wenigen Jahren auf 100 Mill. Dollars bringen. Für die Hebung der Eingeborenen ist Onkel Sam nicht minder thätig, überall, auch in den kleinsten Pueblos errichtet er Schulen; jedes Kind ist schulpflichtig.

Die Eingeborenen dieser Insel sprechen das sogenannte Bisaya, eine malayische Mundart. Sie sind von kleiner Statur, nicht besonders kräftig gebaut und leben sehr primitiv, Reis und Fisch ist ihr tägliches Brot. Den Fisch lassen sie faulen, in diesem Zustande dient er als Salz zum Reis. Ihren Charakter kann ich nicht recht beurteilen, dazu bin ich nicht lang genug hier; es scheint mir, als ob sie etwas zur Melancholie hinneigen; das drückt sich in ihrem Gesang aus, bestehend aus recitativartigen Motiven, meistens in moll gehalten, welche sie mit Begleitung der Guitare mit tiefer Empfindung vortragen. Nur wenige verstehen etwas spanisch und ganz vereinzelt etwas englisch; die gegenseitige Verständigung ist daher etwas schwierig und nicht selten komisch.

Nun möchte ich zum Schluß noch etwas von meiner Reise mitteilen, muß mich aber von einer ausführlichen Beschreibung enthalten da mich dies zu weit führen würde. Ich habe in dem Zeitraum von einem Jahre viel mehr gesehen aber auch viel mehr durch-

gemacht als ich erwartet hatte. Die Stellung beider Schweizern in San Domingo habe ich im letzten Moment aus gewissen Gründen abgelehnt und bekam Stellung in einem Geschäfte in Sanchez. Ich sah aber dort für mich keine rosige Zukunft und so beschloß ich auf dem Continent mein Glück zu versuchen, Central- oder Südamerika, hatte aber im Sinn, den Weg über Newyork anzutreten, um dort durch einen mehrmonatigen Aufenthalt etwas Übung im Englischen zu bekommen. Die Reise, 65 Dollars dorthin, bestritt ich durch Veranstaltung von einem Konzert im Hause des Direktors der schottischen Eisenbahngesellschaft in Sanchez. Ich verließ Sanchez am 26. August und kam am 4. September in Newyork an; dem Orkan, der Galveston heimsuchte, ist mein Dampfer glücklich entgangen. In Newyork kannte ich keine Seele und mit meinem englisch stand es ziemlich schlimm, wohl konnte ich mich verständlich machen, aber die anderen verstehen, das konnte ich erst nach längerer Zeit. Ich mußte gleich an's Werk gehen, denn mein Geldvorrat war sehr unbedeutend. Ich versuchte alles, unter anderem auch Farmarbeit in der Umgebung, nichts glückte mir, bis ich schließlich in einem Delikateffengeschäft Anstellung fand, wo ich 4 Monate blieb. Ich habe da in Newyork allerlei bittere Nüsse zu knaden gehabt; es ist aber zu meinem Besten geschehen und den Zweck, die Erlernung des Englischen, erreichte ich doch. Was in Newyork dem Einwanderer das Fortkommen in der ersten Zeit so erschwert, sind, abgesehen von dem ungeheuren Menschenüberfluß, die großen Vereinigungen jeder Berufsart, die sich durch große Schutzschranken in Form von Geld und bestimmten Zeitbedingungen der Ansässigkeit gegen die äußere Konkurrenz wenden; es erinnert dies an die Freimauerei. Letzten März verreiße ich nach Philadelphia, Baltimore und Washington; war also im Begriffe, den Weg nach dem Süden anzutreten, in letzterem Plaze aber entdeckte ich die Stellung, die ich jetzt inne habe und werde nun binnen 2—3 Jahren in der Lage sein, ein eigenes Unternehmen zu gründen. Die Reise hierher war langwierig, ich war über 50 Tage unterwegs, aber ungemein interessant, besonders die Reise durch den Continent. Mein Weg war folgender: durch Virginien, Tennessee, überschritt den Mississippi bei Memphis, nordwestlich nach Springfield, Kansas-City, durch Kansas westlich nach Colorado-Springs am Eingang in die Rocky-Mountains durch Colorado, Utah nach Salt-Lake City, durch Nevada nach Californien, San-Franzisko. Am 5. April schiffte ich mich ein und kam erst am 12. Mai in Manila an; wir hatten nämlich 10 Tage Quarantaine in Honolulu, da wir die Pocken an Bord hatten. Dieser Ort befindet sich 300 Meilen südlich von Manila, nahm in Manila einen mehrtägigen Aufenthalt und kam am 26. Mai hier an.

Es wird Sie interessieren, etwas über die Sprache Ihrer Landsleute in America zu hören; deutsch vergessen sie, aber englisch können sie auch noch nicht. Ich gebe Ihnen hier ein Beispiel; ich lasse eine pensylvanische Farmerstochter erzählen:

„Mein Vater hat tšhöst (just) ein neues Haus auffize lasse. Es ist bald allright, die Ruums (room) im ersten und zweiten Flohr (floor) sind gepeipert (papered). Im Garten sind die Beete aufgefixt, aber denken Sie mal, lekthün ist eine Kau (cow) durch die Geet (gate) tšhöst, in ein Beet getšhömpft (jumped), ich sie gleich beim Schwanz gefetscht (catch), meine Brüder erfastten sie bei den Hörnern und so pulleten (to pull) wir sie langsam wieder zur Geet (gate) hinaus. Weiter hat sie nichts gedämätschet (damaged). Nun werden wir also bald hineinmuven (to move) können; ich gleiche (to like) das Muven so gar nicht; ich wollte, wir hätten schon gemunt (to move)“.

Den „Kulturpionier“ habe ich mit Freude und Interesse gelesen, wenn ich in irgend einer Weise etwas dazu beitragen kann, so wird das ein großes Vergnügen für mich sein; ich werde den Betrag meines Abonnements durch meinen Bruder anweisen lassen.

Mein letzter Schluß (mein erster Schluß ist nun etwas lang geworden!) sei nun ein Hoch auf die Kolonialschule und speziell auf Sie Herr Direktor. Sie sind ja das Bindeglied zwischen den weit, weit zerstreuten Kameraden, auch gedente ich dabei der Herren Dr. Aldinger, Dr. Spieker, Sonnenberg, Dr. Thiele, Rechnungsrat, die Ihnen so treu zur Seite stehen; auch bitte ich, mich bei Ihrer Frau Gemahlin empfehlen zu wollen und die aufrichtigsten Grüße auszurichten an meine Kameraden von Ihrem treuen und ergebenen

Alphons Chappuis.





Unser Bootsplatz.